

Insel Verlag

Leseprobe



Glickfeld, Carole L.

**Herzweh**

Roman

Aus dem Amerikanischen von Charlotte Breuer

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 4022  
978-3-458-35722-3



Auf einem Flachdach mitten im Häusermeer New Yorks übt sich die 45-jährige Chenia an einem kalten Novembertag, barfuß und im kurzärmeligen Kleid, in heftigem Seilspringen. Denn mit ihrem charmanten, aber nichtsnutzigen Ehemann, der sie schon lang nicht mehr an Burt Lancaster erinnert, stimmt sie nur in einem überein: Auf keinen Fall ein drittes Kind!

Chenia Arnow ist eine einfache Frau, sehr abergläubisch und ein bisschen melancholisch; vor allem aber hat sie Witz, Verstand und Courage. Das ist keine schlechte Mischung, um mit dem fertig zu werden, was ihr das Leben im New York der fünfziger Jahre bietet: eigenwillige Kinder, eine ungewollte Schwangerschaft, einen temperamentvollen, treulosen Ehemann und den reizenden Harry ...

»Beim Lesen des Buches war ich hin und weg. Und das kann man ruhig wörtlich nehmen. Ich fühlte mich hingezogen zu dieser einfachen, starken Frau, bin reingerutscht in ihr Leben, in ihre unglückliche Ehe, in die vielen Enttäuschungen und das unverhoffte Glück. Hin und weg – ein Kinofilm, der beim Lesen im Kopf abläuft.« *Christine Westermann*

»Ich konnte das Buch nicht mehr aus der Hand legen!« *Susanne Fröblich*

»Eine wunderbare Mischung aus Humor, Gefühl und Atmosphäre – ein Meisterwerk.« *Elle*

Carole L. Glickfeld wurde als Tochter gehörloser Eltern in Brooklyn geboren, wuchs in Manhattan auf und lebt heute in Seattle. Ihr Roman *Herzweh* wurde mit dem Washington State Book Award ausgezeichnet.

Von Carole L. Glickfeld liegt auf deutsch außerdem vor: *Meines Vaters Liebling* (st 4036).

insel taschenbuch 4022

Carole L. Glickfeld

Herzweh





*Carole L. Glickfeld*  
**HERZWEH**

Roman  
Aus dem Amerikanischen von  
Charlotte Breuer

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel  
*Swimming Toward the Ocean* bei Alfred A. Knopf, New York.

© 2001 by Carole L. Glickfeld.

Umschlagfoto: Condé Nast Archive/Corbis

insel taschenbuch 4022

Erste Auflage 2011

Insel Verlag Berlin 2011

© der deutschen Ausgabe Dr. Orgler Verlag, Frankfurt a. M. 2002

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

des Dr. Orgler Verlags, Frankfurt a. M.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Umschlag: HildenDesign, München, [www.hildendesign.de](http://www.hildendesign.de)

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35722-3

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

*Zur Erinnerung an meine liebevolle Familie:  
meine Eltern, Blanche und Robert Lieber,  
meine Schwester Myrna  
und meinen Bruder Stanley*

## Danksagung

Tausend Dank an alle, die mir in schweren Zeiten beigestanden haben, vor allem an Kathy Christman, Nancy Thomas und Bill Ogle, wo auch immer ihr sein mögt, und an die alte und die neue Belegschaft von Starbucks am Broadway; und an Harriet Wasserman, die mich gerettet hat. Außerdem gilt mein Dank dem National Endowment for the Arts für seine frühzeitige Unterstützung.

## Teil Eins

Ich stelle mir vor, wie meine Mutter die Spielkarten ordnet, das Mensch-ärgere-dich-nicht und das Halma-Spiel ordentlich zurechtrückt und dann das Springseil meiner Schwester aus dem Schrank nimmt. Sie verriegelt die Wohnungstür nicht, als sie geht. Sie steigt zwei Stock hinauf, und ihre offenen Pantoffeln klappern auf den Treppenstufen. Die Tür zum Dach ist schwer. Sie muss kräftig ziehen, um sie zu öffnen. Nur in einigen Ecken, in die keine Sonnenstrahlen gelangen, liegen noch ein paar Schneereste, die der Sturm vor einigen Tagen übrig gelassen hat. Meine Mutter trägt ein kurzärmeliges Baumwollkleid, keinen Mantel, obwohl es November ist. Fast Thanksgiving. Es macht ihr nichts aus, dass sie friert. Vielleicht hilft es ja, denkt sie.

Sie wünscht nur, sie hätte sich vernünftige Schuhe angezogen. Sie lässt ihre Pantoffeln an der Tür stehen und steigt barfuß die rissige Marmorstufe hinauf. Der Kälteschock lässt sie die Luft anhalten, als sie auf das Dach hinaustritt. Eisig, denkt sie. Und dann: na und?

Auf einer freien Fläche zwischen den Wäscheleinen fasst sie das Springseil an den leuchtend roten Griffen. Sie schwingt das Seil aus gedrehtem Hanf in einem Bogen über ihren Kopf. Springt und landet auf beiden Füßen. Ihre Handgelenke drehen sich, und das Seil hebt sich, fliegt wieder über ihren Kopf. Sie springt und springt. Ihre Fußsohlen brennen. Sie beginnt zu ermüden und landet erst auf dem einen, dann auf dem anderen Fuß. Den leuchtend blauen Himmel, das Dach des Gebäudes auf der gegenüberliegenden Seite der Brighton 8th Street, den Fallschirmspringerturm in der Ferne nimmt sie nicht wahr. Sie schwingt das Seil

über ihren Kopf, lässt es auf der Teerpappe aufschlagen, bevor sie springt und wieder auf den Füßen landet. Wieder und wieder. Etwas schneller. Schneller. Noch schneller. Aus ihrem halb offenen Mund kommen weiße Atemwölkchen sichtbarer Kälte. Sie versucht, den stechenden Schmerz in ihrer Brust zu ignorieren. Die Kälte schneidet ihr in die Lunge. Nach Luft ringend lässt sie das Seil fallen. Sie beugt sich vor, drückt eine Hand auf den Bauch, den Bauch, in dem ich seit drei Wochen wachse.

Zwei Tage später. Meine Mutter leert eine Dose Senfpulver in das heiße Wasser, das aus dem Hahn schießt. Während das Badewasser einläuft, zieht sie ihr Nachthemd aus. Als sie es an den Haken hinter der Tür hängt, erblickt sie sich im Spiegel über dem Waschbecken. Sieht die graue Strähne in ihrem hellbraunen Haar. Alt, denkt sie. Fünfundvierzig. Sie stopft ihr langes Haar in ein Haarnetz, das sie mit drei Haarnadeln auf ihrem Scheitel befestigt.

Ich habe noch keine Haare. Mein Kopf ist riesig. Ganz allmählich bekomme ich ein Gesicht – Augen, Nase, Mund. Meine Mutter fragt das Gesicht im Spiegel: »Warum musste das passieren?« Sie denkt an den Jungen am anderen Ende der Straße, der Tag für Tag am Fenster sitzt und einen Strohalm zwischen den Fingern dreht. Das Kind einer Spätgebärenden. Sie nennt ihn einen Jungen, aber er ist so groß wie ein Mann, erwachsen, und alles, was er tut, ist dasitzen und einen Strohalm zwischen den Fingern drehen.

Meine Mutter steigt aus ihren Pantoffeln und taucht einen Fuß ins Badewasser. »Oj!« Sie zieht ihn wieder heraus. Ihr Bein ist gerötet. Es brennt. Sie dreht den Wasserhahn ab und lässt die Hälfte des Wassers ablaufen. Während sie sich mit einer Hand an der gekachelten Wand abstützt, lässt sie sich langsam in das dampfende Wasser gleiten. Es stinkt nach Senf. Sie spreizt ihre Beine und schaufelt das trübe

Wasser mit beiden Händen in meine Richtung. Ich schwimme in meinem eigenen Badewasser: im Fruchtwasser, das genau die richtige Temperatur hat. Ich habe meine eigene Badewanne: die Fruchtblase im Bauch meiner Mutter. Ich lasse mich treiben.

Manchmal, wenn meine Mutter in der Küche ist, schüttelt sich ihr Körper. Sie weint. Sie bestürmt Gott mit Fragen. Ich kann sie nicht hören. Ich habe noch keine Ohren. Keine Schädelknochen. Ich kann nicht antworten. Sie denkt Worte wie: *zu spät, Bruchteil einer Sekunde, Fehler.*

Sie denkt an den Abend, als mein Vater früher als erwartet vom Kartenspielen nach Hause kam: Aus seiner aufgekratzten Stimmung schließt sie, dass er etwas Geld gewonnen hat. Er will ihr nicht sagen, wie viel. Das tut er nie. Sie ist noch wach, als er nach ihr tastet, als seine zielsicheren Finger unter ihr Nachthemd schlüpfen und zwischen ihre fleischigen Schenkel gleiten. Sie dreht sich auf den Rücken. Sein Schnurrbart kratzt an ihrer Oberlippe, und dann vereinigen sie sich. Normalerweise zieht er sich zurück und ejakuliert auf das Laken. Diesmal ergießt er sich teilweise in ihr. Sofort geht sie ins Bad, setzt sich aufs Klo und drückt ganz fest, als wolle sie mich ausstoßen. Dann versucht sie, mich mit einer extra heißen Spülung wegzuwaschen.

Jetzt nimmt sie den roten Gummibeutel noch einmal aus dem Schrank, füllt ihn mit kochendem Essig und hängt ihn an der Duschstange auf.

Seit sechs Wochen wachse ich schon im Bauch meiner Mutter, als sie zum Arzt geht. Mein Vater begleitet sie. Er fragt sie, wie viel es kosten wird. »*Nu*, wenn ich könnte die Zu-

kunft voraussagen«, erwidert sie, »würden wir dann hier sitzen?« Sie wird ins Sprechzimmer gerufen. Ihr Herz schlägt schneller. Meins schlägt doppelt so schnell wie das ihre, flattert wie Schmetterlingsflügel.

Im Wartezimmer betrachtet mein Vater in einer Ausgabe des *Life*-Magazins ein Bild von Rocky Marciano mit kampfbereit erhobenen Fäusten. Im Sprechzimmer begutachtet der Arzt die Vorzüge meiner Mutter: schöne Beine, gute Haut, sauber. Er mag es, wenn Frauen frisch gewaschen wirken. Obwohl sie nach Knoblauch riecht, ist sie nicht schmutzilig wie manche Einwanderinnen, und sie versteht englisch, auch wenn sie einen ausgeprägten jiddischen Akzent hat. Jetzt hört er ihr zu, sie sagt Sätze, die sie sich vorher zurechtgelegt hat.

»Herr Doktor, letzte Woche Sie haben mir gesagt: ›Denken Sie drüber nach‹. Gut, ich sage Ihnen und Gott, was ich denke. Was ich denke, ist nein.« Sie macht eine abwehrende Geste mit beiden Händen. »Kein Baby«, sagt sie.

Der Arzt neigt den Kopf und erwidert: »Was gibt es Schöneres als ein Baby?« Er denkt an Betty Grable in dem Film *When My Baby Smiles at Me*. Er mustert das kleine, rosige Gesicht meiner Mutter, ihren großen Busen, der sich hebt und senkt. »Sie sind verheiratet. Sie sind gesund. Worüber machen Sie sich Sorgen?«, fragt er.

Über alles Mögliche, denkt sie, sagt jedoch nichts.

Innerlich geht sie eine lange Liste von Gründen durch. Sie hat bereits zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Das Geld reicht kaum, um die beiden zu ernähren. Endlich sind sie in der Schule, und sie ist zu alt, um noch einmal von vorne anzufangen. Geht auf die Fünfzig zu. Und was ist, wenn das Kind geistig behindert ist? Das hätte ihr gerade noch gefehlt. In letzter Zeit kommen mein Vater und sie nicht besonders gut miteinander aus. Nicht, weil er ihr nie im Haushalt hilft. Wann hätte er das je getan? Aber neuerdings geht er dauernd weg und lässt sie allein. Er geht Kar-

ten spielen, sagt er. Um nebenbei ein bisschen Geld hereinzuholen. Sie können sich keinen Babysitter leisten, sagt er, und außerdem traut er denen sowieso nicht.

»Herr Doktor, um zu sagen die Wahrheit, ich bin sehr erschöpft«, sagt meine Mutter. »Sie ahnen nicht wie.«

»Sie sollten mehr dunkles Fleisch essen«, rät der Arzt. Mit ihrer elfenbeinfarbenen Haut und der Art, wie sie ihr schulterlanges Haar in einem Netz trägt, erinnert sie ihn auch an Lana Turner, obwohl ihr Haar hellbraun ist statt blond.

»Ich kann Ihnen eine Spritze geben«, erklärt er. »Sie wird eine Fehlgeburt auslösen.« Er bringt es nicht über sich, das Wort *Abtreibung* in den Mund zu nehmen. Er setzt auch so schon seine Zulassung als Arzt aufs Spiel. »Sie wissen, dass Sie sehr leiden werden, wenn Sie alt sind«, sagt er ihr. Er meint körperliches Leiden. »Wollen Sie das?«

Sie zögert keinen Augenblick. »Bitte, Doktor, bringen wir es hinter uns.«

Während er die Spritze vorbereitet, stellt meine Mutter sich vor, sie wäre eine halbe Meile weit weg und würde dem Ozean entgegen schwimmen. Die Sonne taucht gerade über dem Horizont auf. Meine Mutter gibt eine gute Figur ab, schießt durch die Wellen wie ein Torpedo. Mit meinen paddelähnlichen Händen rudere ich unbeholfen in einem Meer der Dunkelheit.

Meine Mutter bemüht sich, nicht daran zu denken, wie ich jetzt aussehe, welche Teile von mir bereits ausgebildet sind. Doch als die Nadel in ihren Hintern sticht, stellt sie sich eine winzige Puppe vor. Sie schließt die Augen. Meine Augen sind Höhlen in meinem Schädel.

Hinterher erklärt ihr der Arzt, dass es vierundzwanzig Stunden dauern kann, bis die Spritze wirkt, manchmal auch länger. Mein Vater lächelt, als meine Mutter blass und ernst aus dem Sprechzimmer kommt. Er küsst sie auf die Wange. »Es ist besser so«, sagt er. Sie begleitet ihn zur Hochbahn, und er steigt in die Hochbahn nach Manhattan, wo er in ei-

ner Kleiderfabrik arbeitet. Einen halben Tageslohn hat er bereits verloren.

Meine Mutter geht die Mermaid Avenue entlang. Sie betrachtet die Körbe, voll mit fleckigem Obst und Gemüse, die Eisbehälter voller Fische, deren Augen ins Nichts starren. Ihre Hände, tief in ihren Manteltaschen vergraben, halten meine Fruchtblase. Sie geht und geht, stößt Atemwölkchen aus. Hin und wieder wirft sie einen Blick auf ihre Armbanduhr, ein Verlobungsgeschenk meines Vaters, das er ihr vor zwanzig Jahren gemacht hat. Sie muss zu Hause sein, wenn mein Bruder und meine Schwester aus der Schule kommen.

Als sie erneut auf ihre Armbanduhr schaut, bemerkt sie, dass sie stehen geblieben ist. In einem Süßigkeitenladen entdeckt sie eine Uhr. Zwei Minuten vor drei. Sie fängt an zu laufen. Was werden sie tun, wenn sie klingeln und niemand öffnet? fragt sie sich. *Gewalt!* Sie haben keinen Schlüssel. Wie grausam, die eigenen Kinder auszusperren. Sie läuft und läuft.

Am Coney Island Hospital muss sie stehen bleiben, um Luft zu holen. Sie schaut an der Fassade aus braunen Ziegeln empor, als stellte sie eine Warnung dar. Sie hofft, dass die Schmerzen nicht zu schlimm werden.

Meine Schwester und mein Bruder sitzen auf der Türschwelle, als sie zu Hause ankommt. Meine Schwester weint hysterisch. »Wo warst du?«, fragt sie. »Ich dachte, es wäre etwas Schreckliches passiert.«

»*Cholile!*«, sagt meine Mutter. Gott bewahre!

Mein Bruder wirkt ruhig, aber erleichtert.

»Ich musste mit Papa zum Doktor«, sagt meine Mutter. »Weil er hat Bauchweh. Männer sind solche Kinder. Kommt, wir holen uns a Eis.«

In der Eisdiele dürfen sie sich einen teuren Eisbecher bestellen. Macht nichts, wenn sie beim nächsten Einkauf ein bisschen sparen muss, sagt sie sich. Vor lauter Übermut bestellt sie sich einen Erdbeerbecher.

Zu Hause angekommen, packt sie einen Haufen alte Lappen, Waschlappen und Handtücher zusammen. Sie hofft, dass sie nicht zu stark bluten wird.

Meine Schwester will wissen, was sie mit all den Lumpen vorhat. Meine Mutter sagt: »Wenn du musst fragen, ich hab meine Tage.« Sie sagt nicht, dass sie auf das blutige Ende ihres Babys wartet.

In der Nacht ist meine Mutter wach, als mein Vater nach Hause kommt, aber sie stellt sich schlafend. Am nächsten Morgen geht sie aufs Klo und starrt anschließend in die Kloschüssel, hofft, Blut zu entdecken. Nichts.

Eine Woche lang wacht meine Mutter jeden Morgen auf und legt eine Hand auf ihren Bauch. *Bitte*, denkt sie, *mach, dass es weggeht*. Sie zieht die Knie an bis zur Brust, stützt ihre Hüften mit den Händen und streckt die Beine nach vorne, eins nach dem anderen. Zehn Minuten lang fährt sie in der Luft Fahrrad, in der Hoffnung, mich loszurütteln.

Nichts passiert.

Ich bin jetzt immer hungrig. Ich sauge mehr und mehr Nahrung aus ihrer Plazenta. Die Nabelschnur ist mein Strohhalm. Auch meine Mutter ist ständig hungrig. Sie weiß, sie müsste mich eigentlich aushungern, aber sie verschlingt ungeheure Mengen Vanilleeis. Sie trinkt literweise Milch. Sie isst alle Reste an Erbsen und Spinat, die meine Schwester auf dem Teller lässt. Während sie darauf wartet, dass mein Vater nach Hause kommt, macht sie sich mitten in der Nacht ein Sandwich mit Käse. Sie wird süchtig nach Salzkräckern mit Erdnussbutter, nach Bananenscheiben mit Himbeersoße. Morgens presst sie Apfelsinen aus, dreht die Hälften im Uhrzeigersinn auf der Apfelsinenpresse aus grünem Glas. Dann siebt sie die Kerne und das Fruchtfleisch heraus. Manchmal steckt sie die Kerne in den Blumentopf mit der Sansevierie, in der Hoffnung, dass sie keimen.

Jeden Tag fragt mein Vater sie: »Und?«, und wenn sie den Kopf schüttelt, schnalzt er bedauernd mit der Zunge. Weiter sagt er nichts.

Eines Abends nach dem Abendessen zieht mein Vater seinen guten Anzug an.

»Du gehst Karten spielen?«, fragt meine Mutter.

Er grunzt.

»Was für a Antwort ist das? Du könntest wenigstens mit mir reden.«

Er grunzt wieder.

»Ich will wissen«, sagt sie. »Wo gehst du hin?«

»Das geht dich nichts an.«

»Das geht mich nichts an?« Ihre Stimme wird lauter. »Du bist nicht mein Mann? Entschuldige, aber was ist zwischen uns, geht mich was an!«

Er ohrfeigt sie so hart, dass sie stolpert und rückwärts aufs Bett fällt. Langsam richtet sie sich auf und hält sich die Wange.

Mein Vater steht vor dem Spiegel und bindet sich seine Krawatte.

Meine Mutter wirft ein Kopfkissen nach ihm. »Was für a Mann bist du?«, schreit sie sein Spiegelbild an. »A *paßkud-nják!* Zu schlagen a Frau, zu schlagen mich, deine Ehefrau, mit a Baby hier.« Sie legt die Hände auf ihren Bauch. »A gemeiner *parch* –« Ein Nichtsnutz.

Sie wirft ihm die Worte an den Kopf und tut so, als würde sie ausspucken, bis er sich umdreht und den Arm hebt, als wolle er sie erneut schlagen, doch er will sie nur zum Schweigen bringen. Er wünscht, er wäre woanders, in den Armen von Trudy Fleisch.

Mit einer Hand an der Wange, wo er sie geohrfeigt hat, eilt meine Mutter ins Bad, ihre offenen Pantoffeln klappern beim Laufen. Sie beugt sich über das Waschbecken. Wie soll sie dieses Baby zur Welt bringen? fragt sie sich. Ihr Mann liebt sie nicht. Sie öffnet das Medizinschränkchen und be-

trachtet den Inhalt: Colgate Zahnsalz, Pond's Nachtcreme, Vaseline, eine Tube Wundsalbe, Magnesiummilch. Nur noch sechs Aspirin in einem Fläschchen. Das Shampoo zu schlucken, würde sie nicht fertig bringen. Oder das Mercuriochrom. Als sie aus dem Bad kommt, ist mein Vater weg. Sie weint sich in den Schlaf.

Am nächsten Morgen, nachdem mein Bruder und meine Schwester zur Schule gegangen sind, macht meine Mutter einen Spaziergang auf der Uferpromenade. Das macht sie so gern im Sommer, sie liebt es, die salzige Luft einzusatmen, das emsige Treiben zu beobachten, das sich auf dem hölzernen Steg abspielt: alte Leute auf dem Weg nach Brighton Beach oder von dort zurück, Mütter mit Kinderwagen, Teenager mit Decken unter dem Arm auf dem Weg zum Strand, Kinder, die sich klebrige Zuckerwatte oder süßes Popcorn in den Mund stopfen, Touristen, die gekommen sind, um die bärtige Frau zu begaffen, lachende Matrosen, froh, dem Koreakrieg heil entronnen zu sein, die ihr Glück auf andere Weise versuchen. Während meine Mutter beobachtet, wie sie mit Pfeilen nach Luftballons werfen, denkt sie an die Mütter, deren Söhne nicht nach Hause zurückgekommen sind. »Zoreß zesegn di harz«, murmelt sie vor sich hin. Sorgen zerschneiden das Herz.

Sie kann sich kaum satt daran sehen, wie die Soldaten vor dem himmelhohen Fallschirmspringerturm Schlange stehen. Immer zu zweit lassen sie sich auf eine kleine Schaukel schnallen, zwei Segeltuchbänder dienen als Rücken. Über ihren Köpfen befindet sich ein Dach aus zusammengefallener Seide. Jede Schaukel ist durch Drahtseile mit einem hohen Stahlgerüst verbunden. Es erinnert meine Mutter an Ölbohrtürme, die sie in Wochenschauaufnahmen gesehen hat. Ganz oben fächern die Träger sich auf wie Blütenblätter. Wenn sie auf Coney Island ist, kann sie von überall den Fallschirm-

springerturm sehen. Für sie ist er das Empire State Building von Brooklyn.

Schon werden die Soldaten nach oben gezogen, vielleicht fünfzehn Stockwerke hoch, und ihre Füße baumeln in der Luft. Wenn der Fallschirm sich öffnet, gibt es einen leisen Knall, und dann stürzen die Männer scheinbar in den sicheren Tod. Sie bleibt, bis die Soldaten wieder sicher zurück sind in ihren Schaukeln, die von dem plötzlichen Halt heftig auf und ab wippen. Anschließend gönnt sie sich eine Tüte von Nathans Pommes Frites. Mehr kann sie sich nicht leisten.

Jetzt ist es fast Winter, und doch so warm! Die Menschenmengen, die die Promenade im Sommer bevölkern, sind verschwunden, aber heute sind mehr Leute unterwegs als gewöhnlich, sie haben ihre Mäntel aufgeknöpft, und ihre Wollschals liegen lose um ihren Hals. Gesichter wenden sich gen Himmel, die Augen geschlossen. Das Sonnenlicht, das von der Strandpromenade reflektiert, ist so grell, dass es blendet. Für manche ist das Leben schon ein Genuss, wenn nur die Sonne scheint. Alte Männer ohne Hut – Witwer, sagt sie sich – sitzen auf Holzbänken und dösen, jüdische Zeitungen offen auf dem Schoß. Das Gesicht am Eingang zum Steeplechase-Rummel, hoch oben über der Promenade, hat lachende Augen.

Den Blick auf die im Fischgrätmuster verlegten Planken gerichtet, überquert sie die Promenade. Es ist der einzige Ausweg, denkt sie. Was bleibt ihr übrig? Sie stößt beinahe mit einer Frau zusammen, die einen Kinderwagen schiebt. Die Babydecke ist zurückgeschlagen, und sie kann das runzlige Gesicht des Neugeborenen in seinem handgestrickten Häubchen sehen. Gelb. Unwillkürlich fragt sie sich, ob sie einen Jungen oder ein Mädchen unter dem Herzen trägt.

Langsam steigt meine Mutter die Stufen zum Strand hinunter. Vor ihr steht ein Hinweisschild: KEIN RETTUNGSSCHWIMMER IM DIENST. Weiter draußen krachen die Wellen an den Strand, speien Schaum, der sie an Sperma er-

innert. *Zu spät. Im Bruchteil einer Sekunde.* In diagonaler Richtung geht sie auf das Wasser zu. Bei jedem Schritt sinken die Absätze ihrer Schnürschuhe ein. Unter den Zungen scheuert Sand an ihren Füßen. Wenn sie stehen bleibt, um ihre Schuhe auszuziehen, läuft sie Gefahr, es sich noch einmal anders zu überlegen. Sie stapft weiter. Sie gibt mir die Schuld dafür, dass sie sich so schwer fühlt. Ich bin kaum drei Zentimeter lang.

An der Brandung entlang steigt sie über weiße Muscheln, die in dem harten, nassen Sand eingebettet liegen. Die schaumigen Wellenausläufer umspülen ihre Füße. Sie sieht zu, wie die Welle zurück rollt, bevor sie am Horizont verschwindet und sich mit dem blauen Ozean vereinigt. Es ist Ebbe. Bei jedem Schritt machen ihre nassen Schuhe ein schmatzendes Geräusch.

Sie hockt sich hin, um die Schnürsenkel zu lösen, dann richtet sie sich auf und zieht die Schuhe von ihren Füßen. Sie bindet sie zusammen und geht auf den trockenen Strand zurück, um sie dort abzulegen. Gute, strapazierfähige Schuhe. Vielleicht kann jemand sie gebrauchen. Sie zieht ihren Mantel aus, faltet ihn mit der Innenseite nach außen, legt ihn auf den Sand. Ihr Kopftuch behält sie an. In ihrer Strickjacke und dem dunklen Rock sieht sie aus wie meine Großmutter auf einem verblichenen Foto, das vor dem Ersten Weltkrieg in Russland aufgenommen wurde. Das Baby in den Armen meiner Großmutter ist meine Mutter.

Dann geht meine Mutter direkt auf den Ozean zu. Kaltes Wasser umspült ihre Füße, durchnässt ihre Nylonstrümpfe. Sie ist unempfindlich gegen die Kälte. Alles, was sie empfindet, ist das unbändige Bedürfnis, ihren Schmerz zu beenden. Den Schmerz, den die Ohrfeige meines Vaters ihr zugefügt hat. Sie umfasst ihre wollenen Ärmel, umarmt sich selbst auf ihrer einsamen Reise. Mit meinen winzigen Gliedmaßen kann ich mich nicht umarmen, aber ich bin mir selbst genug. Ich wachse wie verrückt. Nervenzellen. Blutzellen. Sie teilen

sich und vermehren sich zu Millionen und Abermillionen. Meine Mutter atmet tief ein. Die salzige Luft steigt ihr in die Nase. Ich nehme den Sauerstoff meiner Mutter auf. Sie ist mein Lebensborn.

Jetzt gerade denkt sie nicht an mich. Wenn sie doch bloß mit dem großen Schiff, das am Horizont im Wasser liegt, davonfahren könnte . . . Mit jedem Schritt fällt es ihr schwerer, das Gleichgewicht zu halten. Der Meeresboden ist übersät mit Muscheln und kleinen Steinen.

Ein Bild meines Bruders kommt ihr in den Sinn, wie er mit seinem Lockenkopf und seinem schwächtigen Oberkörper über den Tisch gebeugt sitzt und für seine Bar-Mizwa lernt. Und meine Schwester, die Patschhändchen vor dem Gesicht, wie sie wütend mit den Füßen stampft. Sie stellt sich vor, wie mein Vater die beiden anbrüllt, wenn sie nicht dort ist, um sie in Schutz zu nehmen. Sie kann den Gedanken kaum ertragen: zwei mutterlose Kinder. Schlimmer noch, als schwanger zu sein.

Eine riesige Welle wirft sie beinahe um. Bei dem Versuch, ihr Gleichgewicht wieder zu finden, stolpert sie rückwärts und tritt auf einen spitzen Stein. Der Schmerz reißt sie aus ihrer Trance. Der Wind zerzt an ihrem Kopftuch, bis es davonfliegt. Mühsam dreht sie sich um und sieht das weiße Tuch wie eine Möwe über den sonnenbeschienenen Strand segeln. Mit dem Wind im Rücken taumelt meine Mutter zurück an Land. Ich paddle in ruhigen Gewässern herum.

Vor Erschöpfung zitternd, lässt sie sich auf den trockenen, von der Sonne aufgewärmten Sand sinken. Sie breitet den Mantel wie eine Decke über sich aus. Nur ihr kleiner Kopf ist noch zu sehen. Ihre Schläfen pochen.

Ein Mann mit einem grünen Hut bleibt stehen und fragt, ob alles in Ordnung sei. Sie lächelt schwach. »Ich sehe nur so aus, als wär ich halb tot«, sagt sie. »Mir ist bloß geworden a bisschen schwindlig.« Der Mann hilft ihr auf die Füße. Er sieht gut aus. Aber das tut ihr Ehemann auch.